

Im Wirkungskreise der Frauen.

Unsere Kleidung im Winter.

Ein Wort über Straßenkleidung im Winter: Große Sorgfalt sollte darauf verwendet werden, nicht zu schwere Kleidung im Winter zu tragen. Zu warm angezogen, macht die Haut träge, und da sie nun mal ein wichtiger Faktor zur Erhaltung der Gesundheit ist, sollte man ihr auch große Aufmerksamkeit zuwenden. Der Körper soll wohl warm gehalten werden, ich will hier nicht unvernünftiger Aushärtung das Wort reden, aber zu viel Wollle am Körper ist auf keinen Fall gut. Diejenigen unter uns, welche sich ängstlich vor jedem kalten Lufthauch hüten, die da meinen, jeder Wind oder Regentropfen müßte ihnen unbedingt eine arge Erkältung bringen, sollten doch einmal bedenken, daß sie selbst schuld sind, daß ihr Körper so verweichlicht wurde. Langsam, aber systematisch, sollten wir uns daran gewöhnen, dünner, vor allem weniger wollige Stoffe auf dem Körper zu tragen, nur auf diese Weise werden wir die Poren der Haut wieder arbeitsfähig machen, sie werden wieder anfangen zu atmen und die ihnen zugewiesene Arbeit an der Erhaltung des Körpers verrichten. Und auch vor den bösen Anfällen von Grippe und Rheumatismus werden wir uns besser schützen, wenn wir uns ein wenig abhärten.

Wichtig wird aber noch ein großer Fehler gemacht: zu wenig Leberzucker angewandt, wenn man hinausgeht. In den meist überfüllten Parkanlagen kann man doch unmöglich die warme Kleidung anhaben, aber desto mehr lagere sie uns zu, wenn wir hinaus in die Kälte gehen. Viele Menschen glauben nun, sie müßten unbedingt wollebene Unterwäsche tragen, um sich vor der Kälte zu schützen. Das ist aber nicht ganz richtig. Wenn wir ausgehen, so geschieht es doch recht oft, daß wir vielleicht tiefe Stiefel anhaben, die ebenfalls eine recht mögliche Wärme abgeben. Der Mantel wird wohl abgenommen, aber das warme Unterzeug bleibt doch und ist viel zu viel für die warme Stunde. Sehen wir dann wieder hinaus in die Kälte, so müßten wir doch von rechtswegen einen recht schweren Mantel anziehen, das ist aber schon wegen des Gewichtes nicht angängig. Da wird dann gegen die Gesundheit gefündigt und zu leichte Sachen werden angezogen. Wir sollten uns daran gewöhnen, leichte Kleidung im Winter zu tragen und einen warmen Mantel für draußen. Und viel Zeit an der frischen Luft zubringen, nicht immer gleich um herumzulaufen gegen schlechtere oder kalte Witterung abzuwecheln.

Auf einem meiner gefestigten „Spaziergänge“ begegnete mir neulich eine Dame, welche ihr reizendes kleines Köpfchen an einem klaren, kalten Wintertage spazieren führte. Die Kleine war warm angezogen, hatte Mantel, Pelzkappe und Wollschal an, aber o weh, die armen kleinen Beinchen waren blau gefroren, weil ihnen nämlich die wärmende Hülle fehlte. Mir tat das kleine Mädchen leid, denn wenn es auch reizend aussah, mag in den Augen mancher Mutter, ihre heranwachsenden Töchterchen mit halben Strümpfen herumlaufen zu lassen, so läßt ich mir die Sache im Sommer wohl gefallen, aber im Winter? Jede Mutter sollte doch wissen, daß ein Kind Wärme braucht, ist nun der ganze Körper warm einpackt, manchmal vielleicht zu warm, so daß die Füßchen ihm nicht anhaben kann, man hat nicht auch die Beine? Das Blut beschreitet doch einen regelmäßigen Kreislauf durch den Körper, es strömt warm durch die Adern, wird manchmal überhitzt, wenn es im Oberkörper anzuhaftet, und kommt dann an eine Stelle, wo es sich plötzlich abkühlt, und strömt kalt in die befehen Adern zurück. Das kann doch vom gesundheitlichen Standpunkt nicht sehr zuträglich sein. Woher ist es gesund, aber mit Maß und Verstand muß es angefangen werden.

Nervöse Hausfrauen.

Die Nervosität ist in unserer Zeit ein sehr verbreitetes Leiden, und die Menschen, welche sich noch häßlicher werden können, werden immer seltener. Aber nicht nur Berufsangehörige, welche einem aufregenden oder anstrengenden Berufsstande standhalten müssen, sondern auch recht viele Hausfrauen klagen über Nervosität und ihre Begleiterscheinungen. Bei ihnen sind die Ursachen einer nervösen Reizbarkeit in vielen Fällen nicht wirkliche ernste Sorgen, sie bestehen vielmehr recht oft in den mannigfachen kleinen Mißgeschicken und Unannehmlichkeiten, welche bei der Führung eines Haushalts, selbst unter den günstigsten Lebensbedingungen, unvermeidlich sind. Es gibt Frauen, welche jedes noch so unbedeutende Versehen ihrer Diensthilfen maßlos aufregt, die durch die Unpünktlichkeit der Schneiderin oder eines Handwerkers in Verzweiflung geraten. Über die Unart ihrer kleinen Kinder verlegen sie Kränze des Unmuts, statt den Schlingenschnitten in aller Seelruhe ein paar wohlberedete Worte zu verabreichen. Die Schwäche oder Reizbarkeit, welche die Verantwortlichkeit dazu ist, alles von der schlimmsten Seite zu betrachten oder eine verderbliche Kleinigkeit als einen förmlichen Unglücksfall anzusehen, ist bei manchen Menschen bereits in ihrer Veranlagung begründet. Andere wieder erwerben sie im häßlichen Kleinkrieg mit den Unannehmlichkeiten des Lebens. Es sind durchaus nicht egoistische Naturen, im Gegenteil recht oft die unermüdlichen, sorgsamsten Hausfrauen und die aufopferungsvollsten Mütter, welche in treuer Pflichterfüllung sich nicht genug tun können und häufig dabei über das vernünftige Maß hinausgehen.

Ob nun aber eine solche Anlage vorhanden ist oder nicht, immer hat eine Frau, in deren Händen das Wohl und Wehe einer Familie ruht, die erste Pflicht, ihre Nerven zu schonen und gesund zu erhalten, denn einseitig wird sie selbst durch die reizbare Stimmung viel an Lebensmut und Arbeitsfreudigkeit einbüßen, andererseits erhält dadurch das ganze Hauswesen einen unfrohen, ungemühten Eindruck. Außerdem besteht aber dabei noch für die Frau eine große Gefahr: die Nervosität überträgt sich nur zu leicht auch auf andere Familienmitglieder, welche sie ständig vor Augen haben.

Das beste Mittel gegen nervöse Reizbarkeit ist neben einer naturgemäßen vernünftigen Körperpflege unfehlbar eine feste Hygiene. Wir haben es in der Hand, durch Selbstbeherrschung zur Herrschaft unserer Erregungen und Empfindungen zu gelangen, und den Leidenshusten, Unmut und übertriebenen Sorgen nicht hinzuzufügen und in eine ständige reizbare Stimmung hineinzutreiben zu lassen. Denn für die Nerven bleibt es sich ganz gleich, ob sie durch wirkliche Unglücksfälle oder nur durch Bagatelien erschüttert werden. Sie rächen sich in beiden Fällen, wenn ihnen zuviel zugemutet wird, durch immer größere Reizbarkeit. Wer dagegen beabsichtigt, den unvermeidlichen Zwischenspielen des Tages mit ruhiger Gemüts, mitunter sogar mit Humor zu begegnen, und sich gewissermaßen über die kleinen Schicksalsschläge stellt, fällt sich von ihnen niederdrücken zu lassen, der wird nicht nur der Nervosität wirksam vorbeugen, sondern sein Haus zu einem Ort des Friedens gestalten.

Der Gaararbeiter.
Erzählen ist bei ihrem heutigen Gang durch den Schlingenschnitten sehr beliebt. Ein deutscher Beyer erzählt ihre besondere Aufmerksamkeit: „Sag mal, mein Sohn, was bist denn Du von Beruf?“
„Gaararbeiter, Er'enz!“
„So, das gefällt mir, daß Du mit nicht mit dem verfluchten Fremdwort „Gaar“ kommst. Wo arbeitest Du denn?“
„In 'ner Pilsfabrik, Er'enz!“



Ein friedliches Bild aus Nowo-Alexandrowsk: Polnisch sprechender deutscher Soldat als Lehrer bei russischen Kindern.

Heimkehr.

Stizze von Hans Wohlbold.

Wilhelm Geer sah im Hinterland des südlichen Kamerun, als er den Brief von zu Hause erhielt. Sein Name stand auf dem schmalen, zerrissenen Umschlag, der durch viele Hände gegangen war, und darunter stand „Kamerun“ — weiter nichts. Das Schreiben kam ihm vor wie eine Kugel, die der Schuppe aus Longe wolle ins Blaue hinein sendet, und die doch ihr Ziel trifft. Fast wie ein Wunder war es, daß er sich wirklich gerade in Kamerun aufhielt, um Gefasien zu jagen und nicht droben in der Sahara oder am Tanganjika, wo er voriges Jahr gewesen war, oder am Sambesi, wohin er vielleicht von hier aus gehen wollte.

Sein Bruder war es, der ihm schrieb, aus Berlin. Die Schrift war schwermütig und unbeholfen, und der Brief wußte von nichts zu erzählen als von Sorge und Not. Seit janzig Jahren hatte der alte Jäger kein Wort aus der Heimat gehört, der Brief mußte ihn an ein so seltsames Traun. Er lag hoch in den Bergen. Mäßige Wälder rauchten tief unter ihm aus den Hängen der Eingeborenen, die wie ganz kleine Flecken überaus ausgaben, tausende der Rauch. Die Luft war trübsallich, schäumende Wasser sprangen von den Felsen, und ein Adler schwebte in dem tiefen, leuchtenden Blau des Himmels. Tropfen die Sonne wie Feuer flammte, war es angenehm frisch, ein kühler Wind ging über die Felsenhöfen.

Wilhelm Geer mußte die ganze Kraft seiner Erinnerung aufsuchen, um sich vorstellen zu können, daß es hohe Häusermauern gab und finstere Hinterhöfen, in die keine Sonne schien, daß er selbst einmal so gehaut hatte, und daß die Arbeit noch dort lag, daß sie von einem anderen Tag auf den anderen lebten und warteten — auf die Sonne oder auch auf nichts — sie mühten es wohl selbst nicht. Willentlich warteten sie auch auf ihn. Der Brief, den er in Händen hielt, rief ihn mit keinem Wort zurück, aber es stand zwischen den Zeilen, daß es die letzte Hoffnung war.

Er hatte es daheim nicht mehr ausgehalten, das Geraun vor dem Alltag hatte ihn weggetrieben. Nirgends hatte er eine Zelle übers Meer geschickt. Zuerst unterließ er es, weil er nichts Gutes zu berichten hatte. Als es ihm dann besser ging, schob er das Schreiben immer wieder hinaus. Stets hatte er andere Gründe, er fand Ausreden vor sich selbst, wohl deshalb, weil er die ganze Vergangenheit vergessen wollte. Jwanzig Jahre lang war das so — und jwanzig Jahre lang saßen sie daheim in der grauen Dinstube und warteten auf ein Wort von ihm. Der Brief des Bruders vor ihm wie die laut, mahnende Stimme des Gewissens. Als er ihn zu Ende gelesen hatte, stand sein Gesichtsfest — er mußte heim, jetzt, sofort. Ohne Zögern wollte er auf dem nächsten Weg die Küste aufsuchen, wollte alles, was er besaß, vollends zu Geld machen — der alte Jäger war ein reicher Mann — und mit dem ersten Schiff, das er erreichen konnte, heimkehren. Seit einer Woche konnte er sich auf dem Weg, als er bei nächster Nacht im Urwald seltsame Signale hörte. Überall ringsum wurden plötzlich Valsadrommeln gerührt, unheimlich klug, das hatte Kaffen durch die Stille. Der alte Afrikaner verstand die Sprache der Signale aut, aber er traute seinen Ohren nicht, als die Valsadrommeln Arica verknüpften. Die Gewißheit erhielt er schon am nächsten Tag. Nicht Kamerun war im Aufstand, wie er geglaubt hatte. Ein Missionar, den er in seiner Station aufsuchte, hatte die Nachricht erhalten, daß Europa in Klammen stand und daß Europa in Klammen stand und daß Europa in Klammen stand. Die Gerüchte waren unheimlich. An der Küste sollte der Kampf werden, auch sprach man von feindlichen Ueberfällen im Norden bei Garua und im Süden bei Ufeto.

Einen Augenblick tat es Wilhelm Geer leid, daß er dies alles hören mußte. Der Kampf war sein Element und trotz seiner fünfzig Jahre konnte er seinen Mann stellen wie irgendeiner. Aber nur gerade jetzt hätte es nicht sein sollen, jetzt wo er heim wollte. Er wunderte sich selbst, daß er es plötzlich so eilig hatte, aber der Brief mußte das wohl bewirkt haben. Er rührte wieder auf, was bisher ganz auf dem Grunde seiner Seele schlief. Jwanzig Jahre lang war alles wie ausgeblüht gewesen, was in die Vergangenheit wies,

Der Jäger war ins Gelehn gekommen.

Der Jäger war ins Gelehn gekommen, hätte nicht ein fernes Leiden über dem Meer seine Aufmerksamkeit erregt. Er näherte sich der spanischen Grenze und die Franzosen hatten wohl vorausgesehen, daß hier ein Lieberschreiben derselben Herkunft werden könne. An beiden Ufern des Woslo loberten mächtige Feuer, so daß die Möglichkeit, man würde unbedacht passieren lassen, immerhin bestand. Es gab jetzt nichts anderes, als den Versuch zu wagen. Wilhelm Geer, der sich in schneller Fahrt der erlauchtesten Stellen näherte, ordnete nochmals die Ausrüstung und verließ sich auf seinen eigenen Instinkt. Das Boot mit den anliegenden Schiffsstücken hielt er an den Bootstrand, um es unbemerkt ins Wasser werfen zu können. Unter den Jägern verließ sich der Jäger auf seine eigene Kraft. Er hatte gehört, daß die Spanier die Küste entlang zogen, er war bereit entsetzt. Vorwärts richtete er sich empor, nur ganz wenig, das betam das Boot einen heftigen Stoß, es war gegen einen Balken geblasen, der fest verankert schien. Trotz der piefenden Rufen blinnte der Alte über den Bootsrand, er sah sojaglich, daß es kein Entkommen gab. Warten lag neben Warten. Die Franzosen hatten vorgeschritten. Ein leises Pfeiffließen — die Batterie, die nicht in feindliche Hände kommen durfte, glitt ins Wasser. Doch Wilhelm Geer richtete sich dabei zu dem empor. Einen Moment war's ihm, als hätte er einen Schlag gegen die Stirne, dann sank er ins Boot zurück. Als die Franzosen kurz darauf das Fahrzeug ans Meer jagten, lag er wie schlafend darin. Die Augen hatte ihn sofort getötet. Der Afrikaner, der hier kommandierte, ließ die Jäger durchschauen. Man fand einen Brief, der nach Berlin adressiert war. Der Leutnant rief den Umschlag auf. Er verstand Deutsch und las, was in einer selten, unklaren Schrift der alte Jäger geschrieben hatte, dessen Hand seit langem keine Feder mehr geführt:

„Ich lebe hier immer so, als sei es nie anders gewesen und als sei ich hier zuhause. Aber nun fröhle ich, daß ich doch nur in den Händen der Franzosen bin. Ich habe alle vergessen, aber jetzt, wo ich alt bin und mein Haar grau geworden ist, habe ich doch Sehnsucht und ich denke, es ist Zeit, daß ich heimgehe.“

Der Offizier schaute das Blatt nachdenklich zusammen und schob es dem Leuten in die erstarre Hand. Dann gab er einen kurzen Befehl. Drei Mann schoben das Boot ins Wasser zurück, die Stimmung packte es und zog es rasch hinaus. Der Leutnant stand am Ufer und blickte seinen Blick von ihm. Es wurde schnell kleiner und dann tauchte es aus dem hellen Licht der Wälder in das tiefe, schmelzende Dunkel des Urwaldes. Das Wasser des Woslo trug die Worte des toten Jägers hinab zum Meer.

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.
Zu dem einzigen Materialwarenhandeler einer kleinen Stadt kam ein Fremder und kaufte sämtliche nicht mehr ganz einwandfreien Eier auf. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß er alle vorfinden „angehenden Hühner“ erstanden, wollte er sich empfehlen, wurde aber von dem neugierig gewordenen Kaufmann gefragt: „Sagen Sie, das sieht ja gerade aus, als ob Sie heute abend „Ganlet“ sehen wollten?“
„Sie haben's beinahe erraten“, lautete die Antwort, „nur will ich nicht Ganlet sehen, sondern — ihn spielen.“

Aus der Kunstaustellung.
„Ach, erlauben Sie, ist diese Statue Terracotta?“
„Nein! Ich glaube, soeben gehört zu haben, es ist George Washington.“

Sicheres Zeichen.
„Ist es gewiß, daß ihr alle Gegenüber der Naturpart bekommen?“
„Ganz bestimmt. Der Ganshäger hat mich schon gestiegt.“

Aus Kindermund.
Aus Eischens Kaffage: Meine Sparlaste. Ich habe eine schöne Sparlaste, die mir meine Tante Emma geschenkt hat. Diese ist ein Schwanz und hat im Kopf einen Schwanz, wo das Geld hineinkommt.

Ausfuhr von Dimerpalmen.

Ein Anbau ab wie alle Anbau Die Dimerpalme für sein Leben gerat und am den Seiten viel zu haben, so plant er einen Dimerpalmen.

Wenn viele nicht dies Versuchen ein, wenn er die Lieberschreiben gelesen hat? Dimerpalmen aus den Dimerpalmen herauszugeben, bereitet dem Blumenfreund viel Freude und ist durchaus nicht schwierig. Man legt im Hochsommer, etwa von Mitte August bis Ende September, die Kerne in kleine Töpfe, deren Inhalt aus Sandreiter, mit Laub- und Rasenerde zu gleichen Teilen gemischt, besteht. Will man eine schnellere Entwicklung bewirken, so empfiehlt sich das Vorreiben der Kerne. Man legt sie zu diesem Zweck in einen mit Säghäuten gefüllten Blumentopf und hält sie mit Anfeuchtung durch warmes Wasser ständig feucht. Die angekeimten Pflänzchen werden später in die kleinen Töpfe gebracht. Diese stellt man während des ersten Jahres hinter das Fenster eines nicht zu sonnig gelegenen Zimmers. Im Frühjahre werden die Pflänzchen in ein wenig größere Töpfe versetzt. Im Sommer kann man die Töpfe ohne Schaden ins Freie bringen. Nur Sorge man dafür, daß es nicht vor Ende Mai geschieht und daß die Töpfe einen halbschattigen, möglichst geschützten Standort einnehmen; scharfer Wind zerstört sehr leicht die Palmenblätter. Der Küstlich junger Blätter erfolgt im Frühjahr. In dieser Zeit der Entwidlung bedürfen die Palmen reichlicher Bewässerung. Gut tut man, sie mit dem Tauphaub in den Erdboden einzugraben. Beiläufig man sich eines Unterzuges, so ist wohl darauf zu achten, daß das durchsickernde Wasser ständig entfernt wird, da es die Erde im Topf verderben und die jungen Wurzeln verrotten würde. Ein Stütz, wenn möglich wünschenswert, ist die Verwendung von Gerdendüngern. Der wird in Wasser aufgelöst und mit ihm werden die Töpfe bewässert. Auch in Wasser eingeweichte Hornspäne geben einen vorzüglichen Dünger für Palmenpflanzen ab. Im Winter gießt man recht vorsichtig und mäßig und zwar nur dann, wenn die Oberfläche der Erde austrocknen beginnt. Das zu verwendende Gießwasser muß abgeseiht sein und die Temperatur des Zimmers betragen. Häufig werden Palmen von Schädlingen heimgeführt, die ihre Gespinne mit Vorliebe in die Walmköpfe aufziehen. Walschuppen mit Seifenwasser abwischen meist zur Entfernung der Insekten für die Pflanzen verberberischen Schaden, ferner Aussetzung der Töpfe in Zugluft.

Um Köpfele reich und sparsam zu schalen.
Ist man sie wenige Stunden in siedendem Wasser aufzuweilen und ist sie danach sofort in kaltes Wasser. Sie lassen sich dann abziehen und es geht wenig von den unter der Schale befindlichen Nährstoffen verloren.

Aus der Religionsstunde.
„Dritt in der Schul' war mal 'ne Lehr', Das Gott liberal augen war.
Die Lehrerin, die gibt sich Mühe,
Denn das verstehen die Kinder nie.
„Denn auch, es ist die Zahnrad-Paus',
Ihr alle seid im Hofe draus',
Ich bin allein im Zimmer hier,
Wer ist denn trotzdem noch bei mir?
Du, Knechtchen sag, wer ist denn das?“
„Der Herr Lehrer aus der zweiten Klasse!“

So war's nicht gemeint.



Morgen früh um 7 Uhr möchte ich mit einem Ruh' gewest werden!
„Gut. Ich werde es dem Hausnecht befehlen!“



Der erste Schritt.